



St. Bonifatius
Apostel der Deutschen

Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actienbruckerlei in Sulda.

Nr. 51.

Sonntag den 20. Dezember 1914.

31. Jahrg.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Vierter Sonntag im Advent. — Die „immerwährende Hilfe“. — Der Krieg als Wecker der Adventstimmung. — Leuchtende Gedanken aus der ersten Enzyklika des Papstes Benedikt XV. — Kapellen-Auto und Diaspora. — Ein braver österreichischer Husar. — Im Feldspitale. — Allerlei über Kindererziehung. — Die Frau und der Krieg. — Kaiser Franz Joseph an die Kinder seines Reiches. — Gebet der Kinder während des Krieges.

Wochenkalender.

Sonntag, 20. Dez., 4. im Advent. Christian.
Montag, 21. Dez., Thomas, Apostel.
Dienstag, 22. Dez., Vom Tage.
Mittwoch, 23. Dez., Vom Tage.
Donnerstag, 24. Dez., Vigil von Weihnachten, Adam und Eva.
Freitag, 25. Dez., Weihnachten.
Samstag, 26. Dez., Stephanus.

Vierter Sonntag im Advent.

Die Guspredigt des Johannes.

Evangelium Luk. 3, 1-6.

Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philippus, sein Bruder, Vierfürst von Tzuräa und der Landschaft Trachonitis, und Vpsania Vierfürst von Abilene war, unter den Hohenpriestern Annas und Kaiphas, erlangte das Wort des Herrn an Johann den Sohn des Zacharias, in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden, so wie geschrieben steht im Buche der Reden Jsaia's, des Propheten: „Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, macht gerade seine Pfade. Jedes Tal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was krumm ist, soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden. Und alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen.“

Die „immerwährende Hilfe“.

Es war am Feste der unbefleckten Empfängnis des Jahres 1908. In der Klinik der Hauptstadt war bei den Ärzten und Schwestern eine nicht geringe Aufregung; handelte es sich ja um das Leben einer Mutter und ihres Kindes. Am vorhergehenden Tage hatte man die unglückliche Frau vom fernen Bergdorfe in einer Droschke herabgebracht; zwei Menschenleben hingen jetzt an einem dünnen Faden. Der Mann, der auch mitgereist war, wußte vor Jammer und Weh sich nicht zu helfen. Doch die Frau hatte ihre letzte Zuflucht auf Maria gestellt, und sie sollte mit ihrem Vertrauen Recht behalten.

Unterdessen hatten sich die Dorfbewohner der Heimatgemeinde zur Mittagsandacht im schmucken Kirchlein eingefunden. Alle wußten von der verzweifeltsten Angelegenheit der geprüften Familie und verdoppelten darum ihre Gebete. Droben auf dem Chor aber hatten die Sängerinnen sich aufgestellt und nach mühevoller Einstudierung sangen sie heute zum erstenmal das Lied:

Jungfrau, Mutter Gottes mein!
Laß mich ganz dein eigen sein.
Dein im Leben und im Tod;
Dein in Unglück, Angst und Not;
Dein in Kreuz und bitterm Leid;
Dein für Zeit und Ewigkeit. —

Und mitgesungen hat auch die Anna, die Jungfrau ohne Ladel, die Schwägerin der Frau Theresia, die drunten in der Stadt nach Erlösung schmachtete, mitgesungen mit ihrer glöckereinen Stimme, die lieblich und mächtig hinauffstieg zum Himmel und hinabbrang in das Ohr der Gläubigen und sich einschmeichelte in jedes Gemüt. Ihre ganze Seele legte sie in den Text, als sie im Biede folgendermaßen weiter sang:

Mutter, auf dich hoff' und baue ich!
Mutter, zu dir ruf' und seufze ich!
Mutter, du Gültigste, steh' mir bei!
Mutter, du mächtigste, schuh' mir leib'! —

Immer höher schwoll die Stimme an, wie wenn sie alle Hindernisse überwinden, alle Wolken überfliegen, den Thron der Himmelsmutter erreichen wollte. Alle Herzen schien das Lied fortzureißen, ja es schien mir einen sieghaften, ich möchte sagen einen gewalttätigen Zug annehmen, als die frommen Sängerrinnen folgende Worte vortrugen:

Du kannst mir ja helfen, o Mächtigste!
Du willst mir ja helfen, o Gültigste!
Du wirst mir ja helfen, o Treueste!
Du mußt mir auch helfen, Barmherzigste! —

Ruhiger und einschmeichelnder wurden die Stimmen beim Vortrag der folgenden Anrufungen:

O Mutter der Gnade, der Christen Hort!
Du Zuflucht der Sünder, des Heiles Hort!
Du Hoffnung der Erde, des Himmels Bier!
Du Trost der Betrübten, ihr Schuttpanier. —

Frischer Mut und ein heiliges Drängen zitterte aus den Stimmen, als sie mit folgenden Worten die Gottesmutter anredeten:

Wer hat je umsonst deine Hilf' angefleht?
Wann hast du vergessen ein kindlich Gebet?
Drum ruf' ich beharrlich in Kreuz und in Leid:
Maria hilfst immer, sie hilfst jederzeit. —

Durch die Kirche ging's wie ein geheimes Brauen. Es war als ob die Himmelsmutter selber durch die Scharen wandelte und mit dem Saum ihres Mantels die Gläubigen berührte. Mit gehaltenem Atem lauschten alle den überirdischen Tönen; deutlich vernahm ich unterdrücktes Schluchzen und ich sah im Geiste manche Träne von den Augen rinnen.

Das Lied war zu Ende, die Andacht beschloffen, und alle gingen nach Hause. In der Luft aber lag die Empfindung, es müsse ein Wunder geschehen, und ein solches Gebet könne nicht zu Schanden werden.

Anderen morgens durchweilte das Dorf die telegraphische Kunde: Frau Theresia ist gerettet, Mutter und Kind befinden sich wohl. Die

Freude der Familie, die Befriedigung der ganzen Gemeinde kannst du nachfühlen. In ihrem Manne aber sprach die glückstrahlende Mutter daß du nur gleich weißt, wie es heißen muß. Maria muß es heißen, denn Maria hat geholfen.

Meine Lieben! Schauet alle vertrauensvoll empor zur Himmelsmutter. Sie ist ein Kind der göttlichen Wohlgefallens, ein Gefäß der Gnade, ein Wunder von Vorrechten und Auszeichnungen, da Meisterwerk der Schöpfung. Heiliger ist sie als die Cherubim, mächtiger als die Apostel. Ein Wort von ihr ist ihrem göttlichen Sohn Befehl und heilige Gebot. Sie ist die fürbittende Allmacht. Gerade in der Adventszeit, in der Vorbereitung auf Weihnachten wußte ich dir keinen größeren Segen als die Andacht zur unbefleckten Empfängnis, das Vertrauen zur immerwährenden Hilfe. Die Kirche selber widmet ihr in der Adventszeit täglich einen besonderen Gruß, der anhebt mit den Worten: alma redemptoris mater:

Erbarme Mutter unsers Herrn,
O Himmelspfort, o Meeresstern,
Steh dem gefallenem Volke bei,
Hilf, daß wir uns erheben frei.

Auch in den Kriegsnöten sollst du Maria nicht vergessen. Ist nicht das tägliche Angeläuten ein Andenken an die Macht Mariens über feindliche Gewalten? Vor den Toren Belgrads stand im Jahre 1456 der Türke, um dieses Bollwerk des christlichen Glaubens einzunehmen, um dann Land für Land unter Mohammeds Joch zu beugen. Mit seiner Uebermacht hätte er beinahe den Gürtel der Verteidigung gesprengt. Da ergriff Johannes von Kapistrano, dieser flammende Patriot in der Nonchskutte, das Kreuz und feuerte die Truppen zur letzten, verzweifeltsten Wehr an. Und siehe, unter Anrufung des Herrn und seiner hl. Mutter errangen die Christen den entscheidenden Sieg. Zum Andenken daran verordnete Papst Sixtus III. das tägliche dreimalige Glöckenzeichen zum „Engel des Herrn“.

Mancher Krieger hat im Schlachtgewühl schon die Hilfe Maria gespürt und erfahren. Nächst las ich einen Feldbrief, worin ein Soldat seinen Eltern mitteilt, daß er in einem fürchterlichen Kugelregen gestanden sei. „Ich aber nahm wie immer meine Zuflucht zur Himmelsmutter und kämpfte sorglos weiter; zur Rechten und zur Linken fielen h'uwenweise meine Kameraden, und als wir uns nach der Schlacht sammelten, war ich in meiner ganzen Abteilung der einzige Ueberlebende.“ —

Ja, rufe Maria an, die immerwährende Hilfe, die mächtige, siegreiche Jungfrau! Weibe dieser himmlischen Mutter deine Angehörigen und die Krieger alle. Verrichte oft in den Anliegen des Vaterlandes das „Gebet zur immerwährenden

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonnetze oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunfts-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Hilfe", von dem ich in dieser Besung geschrieben habe. Mache am Weihnachtsfest der Mutter deines Heilands eine Freude und gehe an ihrer Hand zum Tische des Herrn, damit du bei ihrem Sohne desto eher Erhörung findest.

Der Burgpfarrer.

Der Krieg als Wecker der Adventsstimmung.

In der Zeitschrift Magazin für vollstümliche Apologetik (Heft 2, 1914), die seit Ausbruch des Krieges eine Reihe beachtenswerter Artikel über die brennenden Weltfragen gebracht hat, schreibt P. J. Chr. Schulte O. M. C. (Münster) über die religiöse Adventsstimmung, die der Krieg weckte. Was er von der christlichen Sehnsucht nach dem Frieden sagt, entspricht ganz den Gesichtspunkten, die der Papst Benedikt XV. in seiner ersten Enzyklika betonte. Nicht theoretische Abmachungen internationaler Friedensfreunde können der Welt den Frieden bringen, sondern nur die Erneuerung der Menschheit durch christlichen Geist.

Weder der ausgedehnte internationale Handelsverkehr noch Weltkongresse noch Austauschprofessoren haben die einzelnen Völker und Nationen wirklich innerlich einander näher zu bringen vermocht. Trotz vielfacher Interessengemeinschaften und trotz aller Verständigungsbestrebungen seitens einzelner ideal angelegter Geister betrachtete ein Staat den anderen als seinen geborenen Gegner, zum mindesten als seinen lästigen, gefährlichen Konkurrenten. Der furchtbare Krieg beweist zur Genüge, daß auch heute noch die Rechte anderer Staaten mit Füßen getreten werden, und daß man ganze Völker auszubeuten und zu knechten sucht bis zur völligen Erniedrigung und Vernichtung. Haben uns doch einzig zwingende Gründe der Selbstachtung und Selbsterhaltung das Schwert mit gebieterischer Notwendigkeit in die Hand gedrückt.

Nur ein Weihnachtsfriede kann die Welt wieder aus der gegenwärtigen Bedrängnis retten, und um einen solchen Weihnachtsfrieden kämpft jetzt das deutsche Volk. Der große Krieg soll nur die Adventsstimmung zu diesem Weihnachtsfrieden sein.

Das ist die göttliche Mission des Krieges. Er hat eine wahre Adventsstimmung in uns erweckt. Unsere Sehnsucht richtet sich nicht nur auf einen durch Granaten und Schrapnell's erzwungenen äußeren Frieden. Dabei würde es uns Menschen nicht behaglich zu Mute sein; er würde auch nur zu bald anderen, neuen Zwistigkeiten und Kämpfer Platz machen müssen. Der Adventsstimmung, die uns während des Krieges beherrscht, soll der himmlische Weihnachtsfriede folgen, jener Friede, den die Welt nicht geben kann, den ein Gottmensch der Erde bringen mußte. Diesen hl. Weihnachtsfrieden aber werden wir nur erlangen, wenn für uns wieder Weihnachten wird, wenn sich das Weihnachtsgeheimnis für uns und die Menschheit erneuert und wiederholt, wenn sich das Papstprogramm Pius' X. verwirklicht, daß die Welt sich erneuert in Christus. Er muß herrschen, er muß regieren, er muß siegen, er der Friedensfürst. Als solcher ist er bereits vorher verkündet vom alttestamentlichen Seher: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht; und man nennt seinen Namen ... Friedensfürst“ (Jf. 9, 6). Das Friedensreich selbst zeichnet uns der Prophet in einem grandiosen Bilde: „Dann wohnt der Wolf beim Lamm, und der Pardel läßt sich nieder beim Widder. Rind, Bär und Schaf weiden zusammen und ein kleiner Knabe hütet sie“ (Jf. 11, 6). Möchte doch der gegenwärtige Krieg recht viel dazu beitragen, daß die ganze Welt vom Geiste Christi und des Christentums neu durchtränkt und durchsäuert wird. Das Antlitz der Erde würde sich erneuern. Das Friedensbild des messianischen Reiches, das der Seher im prophetischen Geiste geschaut und verkündet hat, würde seiner Verwirklichung entgegengehen. Nicht einig Menschennacht und äußerer Zwang, sondern christliche Gottesfurcht und Liebe würden die miteinander verbinden, die aus rein menschlich-natürlichen Drang den Selbstsucht und Sonderinteressen erzeugen, immer wieder einander bekämpfen und bekümpft werden. Allerdings wird auch das christliche Friedensideal des Gemeinschaftslebens hier auf Erden nie völlig erreicht werden können, es müßten denn alle Menschen und alle Völker in vollkommener Weise, die Grundfäße des Evangeliums in ihrem Leben befestigen. Aber mag auch in Zukunft die Wirklichkeit manchmal recht weit hinter dem Ideal zurückbleiben,

es würde doch viel besser und erträglicher werden, wenn die Menschheit es jetzt endlich erkannte, was ihr zum Frieden dient. Auch heute noch erneuert der Friedensfürst das Weihnachtsgeheimnis. O daß er, wenn er in sein Eigentum kommt, von den Seinen aufgenommen werden würde! Die Treuga Dei, der wahre, göttliche Friede würde über sie kommen.

Leuchtende Gedanken aus der ersten Enzyklika des Papstes Benedikt XV.

Wenn man die erste große Enzyklika des gegenwärtigen Papstes liest, erhält man alsbald den Eindruck, daß uns in ihr eine hochbedeutsame Rundgebung vorliegt. Einerseits ist sie voll tiefer und erhebender Gedanken, andererseits sind auch die schwierigsten Fragen mit solcher Kraft der Ueberzeugung und solcher Klarheit des Ausdrucks behandelt, daß das ganze Werk des Papstes unwillkürlich an die großen Rundschreiben seiner Vorgänger gemahnt. Darum seien einige Hauptgedanken des päpstlichen Rundschreibens besonders hervorgehoben.

Schon bei der Erhebung Benedikt's XV. auf den apostolischen Stuhl wurde von vielen darauf hingewiesen, daß seit der Wahl des Papstes Pius VII. (Chiaramonti) im März 1800 kein Konklave unter so stürmischen und gefahrdrohenden Zeitläuften sich vollzogen hat wie das letzte. Ein heftiger Krieg ist unter den Kulturnationen unserer Erde entbrannt, der Weltkrieg, den man seit Jahrzehnten befürchtete und dessen Ausbruch man durch mancherlei Mittel friedlicher Verständigung hinauszubalten sich bemühte. Es ist darum naturgemäß, daß der Papst in seiner ersten Enzyklika von den bewegten Verhältnissen ausgeht, unter denen er den Thron bestieg. In festen, kräftigen Strichen zeichnete er das Bild des furchtbaren Krieges, in dem schon so viel Blut vergossen wurde, und so viele Tränen geflossen sind. Kein Volk, kein Stand, kein Lebensalter bleibt von den Folgen des Krieges unberührt. Wie muß da das Herz dessen ergriffen werden, der der Stellvertreter des wahren „Friedensfürsten“ ist? Könnte er es ruhig mit ansehen und es kaltherzig geschehen lassen, wie die Völker sich zerfleischen und sich für lange, lange Zeit die schwersten Leiden und Schäden zufügen?

Darum richtet Papst Benedikt XV., die letzten Worte, die von den Lippen seines heiligmäßigen Vorgängers kamen, wieder aufgreifend, seine erste tiefempfundene Mahnung an die Fürsten und die Regierenden, sie möchten ihren Völkern doch bald die beglückenden Wohltaten des Friedens wieder schenken. In den hehren Fußstapfen des göttlichen Erlösers wandelnd, ruft er allen Menschen das so heiß ersehnte Wort: Friede zu und bittet alle, die auf Erden Gewalt haben, sie möchten doch seine Vater- und Freundesstimme nicht ungehört verhallen lassen.

Je mehr in unserer Zeit bei den Völkern Groll und Haß, Neid und Feindschaft herrschen, umso mehr sehnen sich andererseits die Gutgesinnten nach der wahren, selbstlosen, brüderlichen Liebe. Gerade der Völkerkrieg mit seinen Schrecknissen und Plagen weckt in den Menschen immer mehr ein heißes Verlangen nach einem Ausgleich der klaffenden Gegensätze, nach einer Auflösung der schrillen Mißlänge im Verkehr der Völker und Einzelpersonen, mit einem Worte nach wirklicher Nächstenliebe, wie sie Christus uns gelehrt, wie sie allen hohen Geistern im Laufe der Jahrhunderte vorgeschwebt hat und wie sie z. B. der selige Klaus von der Klütz auch im erbitterten Kampf und Streit seiner Landsleute zu Stanz mit klugem Worte zum Siege geführt hat. Leider nur zu wahr sind für unsere Zeit des Papstes Worte: „Der Haß wegen der Rassenunterschiede ist noch niemals so grausam gewesen; Volk wird von Volk noch tiefer getrennt durch innere Feindschaft als durch äußere Grenzen; im gleichen Staate und in der gleichen Stadt sind die verschiedenen Stände der Bürger von Haß und Mißgunst entbrannt; auch die einzelnen Individuen lassen sich in allen Angelegenheiten von der Selbstsucht als dem höchsten Gesetze leiten.“ Es ist, als ob der Krieg aller gegen alle entbrannt sei und die sanften, friedlichen Regungen des Herzens nirgends mehr Gehör fanden.

Dieser betrübenden Tatsache gegenüber wirkt es wie eine Fügung der Vorsehung, daß der Heil. Vater gleich in seinem ersten Rundschreiben feierlich erklärt, sein Pontifikat solle gerade darin sein besonderes Gepräge und seinen unübertrefflichen Zielpunkt haben, „daß die Liebe Jesu Christi wieder über die Menschen herrsche“. Welch herrlicher Leitfaden für die apostolische Tätigkeit gerade

desjenigen Papstes, dessen Regierung gleich zu ihrem Beginn von dem Jammer und den Schrecken des blutigsten aller Kriege umtobt ist! Mit Recht sagt der Papst: „Vielleicht hat man noch nie so viel von menschlicher Brüderlichkeit laut gesprochen wie heute; ja man geht so weit, unter Mißachtung der Stimme des Evangeliums und unter Geringschätzung der Tätigkeit Christi und der Kirche dieses Streben nach Brüderlichkeit als eine der größten Wohltaten der Humanitätsentwicklung der Gegenwart zu preisen. In Wirklichkeit ist aber niemals weniger brüderlich unter den Menschen gehandelt worden.“ Um so eindringlicher prägt der Heilige Vater unter stetem Hinweis auf Lehre und Beispiel Christi die Pflicht der Nächstenliebe den Menschen ein, das „neue Gebot, daß ihr euch liebet untereinander“. Dieser Appell des Papstes wird, so wenig dies auf den ersten Blick wohl zuzutreffen scheint, auch in unserer Zeit nicht wirkungslos verwehen; die ernsten und harten Ereignisse selber werden diesen Appell in den Herzen der Menschen immer aufs neue erklingen lassen und die „Mobilmachung der Seelen“, von der man wiederholt gesprochen hat, auch zu herrlichen inneren und äußeren Siegen über das Böse gelangen lassen und den Triumph der Götter- und Nächstenliebe vorbereiten.

Diese Forderung gilt nicht allein von dem einzelnen Menschen, sondern auch von menschlichen Veranstellungen, z. B. den zahlreichen Wohlfahrtsvereinigungen unserer Zeit. Sie sind, wie der Papst anerkennt, „großartig und empfehlenswert; aber nur dann stiften sie den richtigen Nutzen, wenn sie die Liebe zu Gott und den Mitmenschen in unseren Herzen fördern; wenn sie nicht dazu beitragen, sind sie wertlos; denn „wer nicht liebt, der bleibt im Tode“ (1. Jo. 3, 23) (Schluß folgt.)

Kapellen-Auto und Diaspora.

Aus der Diaspora wird geschrieben:

Wohl selten hat ein Vorschlag solch lebhaften Anklang gefunden, wie der vor einiger Zeit in der „Polnischen Volkszeitung“ gemacht zur Beschaffung eines Kapellen-Autos für unsere Soldaten im Felde. Ueber 100 000 Mk. sind für diesen Zweck gespendet worden, so daß mehrere Autos beschafft werden können. Groß war die Freude der Diasporakatholiken, als sie hörten, daß diese Kapellenautos nach dem Kriege in die Diaspora hinüberfahren und dort ihre segensreiche Tätigkeit weiter entfalten sollen. Noch größer aber wurde unsere Freude, als uns in diesen Tagen der Aufruf des Bonifatiusvereins, des berufenen Förderers und Freundes der Diasporapflege, zur Beschaffung ebensolcher Autos für die Diaspora, zunächst aber für die Militärpflege, zuzug. Wir zweifeln nicht daran, daß auch diesmal der katholische Episcopat sich glänzend bewähren und in kurzer Zeit eine schöne Summe für diesen edlen Zweck zur Verfügung stellen wird.

Der Gedanke, für die Pastorierung der Diasporakatholiken ein Kapellen-Auto anzuschaffen, ist überaus praktisch. Alljährlich kommen Hunderttausende von polnischen Saisonarbeitern in die weiten Diasporagebiete Norddeutschlands, um dort für drei Viertel des Jahres ihr Brot zu verdienen und dadurch auch der deutschen Landwirtschaft unschätzbare Dienste zu leisten. Seit längeren Jahren besteht nun die erfreuliche, von den Polen dankbar begrüßte Einrichtung, daß polnische Wandergeistliche in regelmäßigen Zwischenräumen ihre Landsleute pastorieren. Die Pastorierung geschieht gewöhnlich in der Weise, daß am Sonntag der Geistliche in der Pfarrkirche predigt und Beichte hört. Da aber an diesem Tage unmöglich alle zu dem Pfarrsprengel gehörigen Polen (meist über 1000) die hl. Sakramente empfangen können, muß der Geistliche auch an den folgenden Wochentagen die Pastorierung fortsetzen. Nach der Tagesarbeit kommen dann die Polen zur Kirche, gehen bis gegen Mitternacht zur hl. Beichte und empfangen dann in den frühen Morgenstunden die hl. Kommunion. Gegen 5 Uhr auf ihrer Arbeitsstätte, oft nach stundenlangem Wege, wieder angekommen, gehen sie sogleich wieder an die Arbeit. Es ist wohl klar, daß eine solche Nachpastoration an die Körperkräfte des Geistlichen wie der Polen gewaltige Anforderungen stellt, zumal wenn man bedenkt, daß der Geistliche oft bei Tage auch die Polen noch in ihren Kasernen oder auf dem Felde aufsucht. Hier würde ein Kapellen-Auto die allergrößten Dienste leisten.

Der Geistliche könnte, um den Polen die weiten Wege zu ersparen, zu ihnen hinfahren, am Abend Beichte hören, und nach einigen Stunden der Ruhe für die Polen sowohl wie für den Priester könnte dann am frühen Morgen die heil. Messe gelesen und die heilige Kommunion ausgeteilt werden. Die Polen würden sich sämtlich einfinden; auch die

Schwachen und kränklichen Personen könnten der Eröstungen unserer heiligen Kirche teilhaftig werden.

Daß solche regelmäßigen Pastorationen für Glauben und Sitte der gerade in der Diaspora besonders gefährdeten Polen von allergrößtem Segen sein würden, bedarf wohl keiner Frage. Gern würden sich auch die weithin verstreuten deutschen Diasporakatholiken bei solcher Gelegenheit einfinden, um wieder die hl. Sakramente zu empfangen. Denn zur Kirche können sie meist nur einigemal im Jahre kommen und dann auch nur, nachdem sie zu Hause Nahrung zu sich genommen haben. Wer ein Herz hat für die geistige Not der Diasporakatholiken — und wer sollte das nach den eindringlichen Belehrungen und Aufrufen des Bonifatiusvereins nicht haben? — wird der Bonifatiusfrage einen großen Dienst erweisen, wenn er sein Scherflein zur Beschaffung eines Kapellen-Autos beiträgt.

Zunächst gilt es aber, dieses Auto unseren mutigen Kämpfern vor dem Feinde zur Verfügung zu stellen. Wer sein Scherflein dazu spendet, leistet dem Vaterlande einen herrlichen Dienst. Denn nur wer mit Gott ausgesöhnt und mit den Stärkungsmitteln unserer heiligen Kirche versehen ist, kann wahrhaft tapfer kämpfen. Je tapferer aber der Soldat, desto herrlicher der Sieg. Wer sein Scherflein spendet, hilft die unsterblichen Seelen unserer Teuren draußen retten. Wer sein Scherflein spendet, verdient sich endlich selbst den schönsten Himmelslohn. Darum rufen auch die Diasporakatholiken ihren Glaubensgenossen in katholischen Gegenden zu: **Opfert Eure Gabe für das Kapellen-Auto des Bonifatiusvereins.**

Gaben nimmt die Actiendruckerei entgegen.

Ein braver österreichischer Husar.

Die Spitze der österreichischen Brigade hatte bereits Fühlung mit preussischen Vorposten gewonnen. Es waren Husaren, die mit lautem Hurra und herzlichen Zurufen die Infanteriepatrouillen begrüßten; die Offiziere reichten sich die Hände und tauschten schnell einige Nachrichten aus — man wußte ja auf dem jeweils engeren Kriegsschauplatz so wenig von dem, was in der weiten Welt vorging, in diesen waffenstarrten, aus sonniger Ruhe zu blutigem Ringen aufgeschreckten Ländern.

Die Patrouille ging zurück, der Reitertrupp aber verschwand bald ostwärts. Schon längst waren die Husaren jenseits der Grenze auf russischem Boden, ohne daß ihnen ein Feind begegnet wäre.

Es war ein schwüler Nachmittag. Schwere Gewitterwolken hingen am Himmel.

Wird leicht a Unwetter geh'n, meinte der Steyrerfranzl zu seinem Nebenmann, einem Tiroler Kind.

„Söll is möglich,“ lautete die lakonische Antwort.

Da galoppierten die am weitesten vorgeschobenen Reiter, welche aufgeklärt hatten, zurück mit der Meldung: „Zwei kriegsstarke feindliche Brigaden im Anritt!“

Schnell machten sich die Oesterreicher gefechtsbereit. Zurückgehen vor der Uebermacht? — „Wär' net übel,“ meinte der Leutnant. Und schon tauchten die dichtgeschlossenen feindlichen Reiterlinien auf. Die Oesterreicher setzten sich in Galopp — und dann wogten auch schon die ineinander verbissenen Reitertrupps in wilder Jagd über das Feld, durch hohes reifes Getreide, in Aleeädern umher . . .

Zum Feuern hatten beide Teile kaum mehr Zeit gehabt. Nur der Pallasch kam zu Wort, der Pallasch und die Lanze.

Die Kosaken hatten gedacht, im ersten wilden Ansturm die Oesterreicher zum Weichen zu bringen. Aber die Husaren, obgleich in der Minderzahl, richteten sie so übel zu, daß ihre Formationen alsbald in Unordnung gerieten, bis sie sich völlig auflösten und in wilder Flucht davorkraften. Die österreichischen Husaren hinterher, bis sie Infanteriefeuer bekamen. Da erst kehrten sie um.

Freilich, sie hatten manchen braven Mann verloren. Der Steyrerfranzl zum Beispiel war samt seinem Pferde zu Boden gestiegen, während rings um ihn sich Feinde und Freunde tummelten. Ein Lanzenstich hatte seinem guten Fuchs den Garaus gemacht, und nun arbeitete sich der Franzl mit Händen und Füßen unter seinem Gaul hervor.

Kaum aber konnte er Atem holen, da fühlte er sich von einem halben Duzend Fäusten gepackt und mitgerissen.

„Wollt' mi geh'n lass'n, ös Loder!“ schrie der wie wild um sich schlagende Franzl, aber nur ein Grunzen antwortete ihm, und mit Entsetzen merkte der Husar, daß man ihn als Gefangenen mitnahm auf die Flucht.

Schweißtriefend mußte er mitlaufen. Einer der Kosaken hatte ihm eine Schlinge um den Hals geworfen und den Strick am Sattel des Pferdes befestigt.

„Na, is dös a Schand!“ leuchte der Steyrerfranzl. „Wast, du Moskowitz, bal i mir könnt, wie i möcht!“

Aber er konnte beim besten Willen nicht, wie er mochte. Schließlich machte die Reitergruppe Halt und bezog ein Bivak in enger Fühlung mit russischer Infanterie, die mit Maschinengewehren ausgerüstet war. Franzl wurde losgelassen und zwischen Pferden mit Striden festgebunden. Ein Kosak zu Kopf mit geladenem Karabiner bewachte den Gefangenen — den einzigen, den die Kosaken hatten machen können.

Da stand nun der Steyrerfranzl und murmelte: „Die Schand! — Was wird mei Rittmeister sagen . . . und 's Mareindl, bal 's heißt: der Franzl wird vernimt . . . Teifi, Teifi!“

Er sah sich um.

Es war Abend geworden. Die Wachtfeuer brannten, die Kosaken sangen freche Lieder, der Posten zu Pferde begleitete den Gesang durch das rhythmische Aufstoßen der Lanze. Hinter ihm war es dunkel. Dort lag das freie Feld — und dann kam lange nichts — und dann: das österreichische Lager!

Im Steyrerfranzl keimte ein kühner Entschluß. Die Stride schob er von den Gelenken wie nichts. Und dann gab es auch kein langes Ueberlegen mehr. Wie eine Kasse schlich er den Posten an — und plötzlich fühlte sich dieser gepackt, heruntergerissen — ein kurzes Geräusch, ein Faustschlag — und schon sah der Steyrerfranzl auf dem Kosakengaul, der, ohnehin schon geworden, wie eine Kanonenkugel in die Nacht hineinschoß.

Die Kosaken waren aufmerksam geworden — Schüsse knallten, dann saßen ihrer hundert auf und jagten dem kühnen Flüchtling nach. Der hegte und lockte das Pferdchen. Klein und struppig war es — man konnte unter seinem Bauch die Beine kreuzen! Aber dafür konnte man es mit den Schenkeln lenken, daß es eine Freude war. Und die Gräben nahm es im Flug.

Franzl hatte den Karabiner entdeckt, der am Sattel hing.

Mit dem feuerte er nun auf einen, der ihm allzu nahe kam. Der flog vom Pferd — die anderen blieben zurück, der Lärm verlor sich — und der Franzl jagte weiter mit Husa und Heiffa, bis eine helle Stimme rief:

„Wer da?“

„Der Steyrerfranzl — gut Freund!“

Oesterreichische Infanteristen eilten herbei — wahrhaftig, das war ein Husar — aber wie kam der zu einem Kosakenpferd?

Man führte den Franzl vor den Kommandeur der Husaren — und der lachte übers ganze Gesicht, wie er seinen Franzl — nebenbei: einen der besten Reiter vom Regiment — auf seinem struppigen Pferd ankommen sah.

„Franzl, bist ja rein verloren gegangen! Wo bist g'wesen die Nacht? Hast strabanzt?“

„Z' B'föll,“ sagte der Steyrerfranzl, während alle Offiziere ringsum zu lachen anfangen, „Z' B'föll; die Moskowitz ham mei Bisci erstoch'n. Aufhängen wollten's mi, meiner Söl. Aber i hab so an Loder, an Kosaken, zeigt, wie der Steyrerfranzl russisch redt — is ihm leicht spanisch vorkommen — und dann bin i auf sei'm Gaul los. Is nöt schlecht, dös Pferd, is rein nöt schlecht . . . z' B'föll!“

Dann war der Steyrerfranzl wieder bei seinen Kameraden, die ihn mit brausendem Jubel empfingen. Das Kosakenpferd bleibt beim Regiment, und der Franzl ist avanciert — und das Mareindl hat in ihrem stillen Dorf die G'schicht gelesen von dem Franzl und seiner Tat. Da hat sie sich eine Träne aus den blauen Augen g'wischt — dabei hat's ganz heimlich g'lacht — und hat g'sagt: „Ja, der Franzl, der Franzl — dös is halt a ganzer Kerl, a rechter Loder!“

Im Feldspitale.

Im Feldspitale der Stadt Schleswig lagen im Jahre 1864 nebeneinander der Oesterreicher Karl Stempf vom Regimente „König der Belgier“ und ein gefangener Däne. Beide waren schwer verwundet, beide fühlten, daß ihr Ende nahe sei und sehnten sich deshalb nach ihren Angehörigen. Dem Dänen war die Frau gestorben, ehe er ein-

rücken mußte, aber er ließ zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, zurück. Das ungewisse Schicksal seiner Kinder schmerzte ihn tiefer als seine Wunde.

Karl Stempf, der sonst so fröhliche Alpenjohr, sehnte sich nach seiner Mutter, der lieben Hammerschmiedin. Da er es fühlte, daß er seine Alpen nie mehr besteigen, nie wieder Gemsen jagen würde, so wollte er doch wenigstens seine liebe Mutter noch einmal sehen und . . . ; er bat deshalb einen Kameraden, seiner Mutter von seiner Wunde und Lage zu schreiben und sie zu bitten, schleunigst nach Schleswig zu kommen.

Es war eines Tages, als gerade der Däne in seinem gebrochenen Deutsch Karl Stempf seinen Kummer klagte und ihm bei dem Erzählen von seinen Kindern Tränen in die Augen traten, da ging die Thür des Saales auf und der Wärter trat mit zwei schönen Kindern ein, welche sich ängstlich umtaten. Da entdeckten die forschenden Augen des Knaben den lieben Vater und mit einem jubelnden Aufschrei sprang er an das Bett des Dänen; schüchtern folgte die kleinere Schwester dem Knaben. Der Vater schloß die Kinder in seine Arme und vergaß in dieser seligen Minute seine entzehlichen Qualen.

Der Oesterreicher beneidet fast den Nachbar um sein Glück und dachte lebhaft an seine Mutter, nach der er sich so sehr sehnte, als er plötzlich ihre liebe Stimme hörte, da sie mit dem Rufe: „Karl! Karl!“ weinend ihn an's Herz drückte. O, wie hatte er sich verändert! Blühend und kräftig war er, ihr einziger Sohn, vor kurzem ausgezogen — und jetzt findet sie ihn wieder bleich, abgezehrt, ein Bild des Schmerzes. Da stürzten ihr unaufhaltsam die Tränen aus den Augen; sie sah die Kinder an dem andern Bette, sie sah die Freude und den Schmerz des unglücklichen Vaters. In ihrer eigenen Herzensangst sprach sie nach langem Schweigen die halblauten Worte: „Du Mutterherz von sieben Schmerzen durchbohrt, heilige Gottesmutter, bitte für meinen Sohn. Ich will auch mit Freuden die Kinder dieses armen Kranken als meine eigenen annehmen, wenn nur mein Karl am Leben erhalten bleibt.“

Sie hatte dies ihr Gelöbniß halblaut vor sich hingeprochen, und ihrem Sohne waren ihre Worte nicht entgangen. Er richtete sich jetzt in seinem Schmerze halb empor, taßte die Hand seiner Mutter und sagte mit schwacher Stimme: „Schau, Mutterl, gräm' di nit — mir hilft nichts mehr. Ich fühl's, der liebe Gott hat's so haben wollen, und Mutterl, ob früher oder später, das 'acht nit gar so ein' g'wal'tigen Unterschied. Ich muß halt einrücken, und Mutterl, me'n armer Nachgar da mit mir. Schau, Mutterl, willst mir a Freud' tun, so nimm dann seine Kinder, sie — werden dir den Karl ersetzen. Vie'eicht erlebst mit ihnen mehr Freud' als mit deinem eigenen Sohne.“

Erschöpft sank der brave Soldat auf seine Kissen zurück. Seine schmerzgerüttelte Mutter unterdrückte gewaltiam ihr Schluchzen, antwortete ihrem Sohne mit einem Händedruck und trat an das Bett des Dänen. „Guter Mann,“ sagte sie zu ihm, „torgt Euch nicht um Euerer Kinder — sie sind von dieser Stunde an die meinen.“

Der schwerverwundete Vater hatte nicht mehr die Kraft, ein Wort zu erwidern, seine Antwort war ein unausprechlicher Dankes-lid. Dann glitt ein heiteres Lächeln über seine bleichen Lippen, ein letzter tiefer Atemzug — und er hatte aus-gelitten.

Nach einigen Tagen soß die Hammerschmiedin wieder an dem Schmerzenslager ihres Sohnes, die kleinen Adoptivkinder schmieaten sich wärend an die neue Mutter. Da plötzlich richtete Karl sich mit Gewalt empor und rief: „Mutterl, lieb' Mutterl, nimm mich mit nach Haus! Hier mag ich als Toter nicht liegen.“

Es waren seine letzten Worte.

Zwei Tage später fuhr die Hammerschmiedin nach Steiermark zurück. An ihrer Seite waren die beiden Kinder des Dänen, die sich bald an die neue, so gute Mutter gewöhnt hatten. In einem einfachen Sarge führte derselbe Zug die Leiche ihres Sohnes in die Heim at.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Die Zuchtmittel,
(Schluß.)

Durch den Krieg haben unsere Artikel über Erziehung eine längere Unterbrechung erfahren müssen; heute wollen wir aber wenigstens das Kapitel über die Zuchtmittel beendigen. Wir hatten, wie unsere Leser sich erinnern werden, bei der Besprechung der körperlichen Züchtigung auf ein Werk empfehlend hingewiesen, das hier recht beachtenswerte Winke gibt und teilweise ganz neue Wege zeigt. (Beiträge zur Erziehung der männlichen Jugend. — „Die Erziehungsstrafe“ von Schopen, Mainz, Lehrlingshaus). In dem letzten Artikel (Nr. 43) hatten wir kurz skizziert, wie der Verfasser sich die Vollziehung der Strafe denkt. Sie soll immer unter vier Augen vorgenommen werden, nachdem sie ruhig und mit mildem Ernst angekündigt worden ist. Das Strafinstrument, eine biegsame Gerte, soll der zu Strafende selbst von seinem bestimmten Platz nehmen und dem Strafenden überreichen, um dadurch die freiwillige Hinnahme der verdienten Strafe zum Ausdruck zu bringen. Die Strafe soll auf die Hände oder auf den Rücken (Büdel) erfolgen, nachdem man den zu Strafenden Kopf und Weste hat ablegen lassen, damit nicht durch eine mehr oder minder dicke, vielleicht abstehende Kleidung die Schmerz Wirkung abgemindert und die ganze Strafe lächerlich wird. Die Strafe, die der Knabe frei und ruhig bis zum Ende aushalten soll, nicht aus Stolz und Trotz, sondern aus demütiger Sühne, darf niemals als Schmach gelten, sondern nur das Vergehen, das sie hervorgerufen hat. Deshalb darf der Bezüchtigte weder bei Eltern und Lehrern noch bei Geschwistern und Mitschülern um der empfangenen Züchtigung willen eine Einbuße äußerer oder innerer Achtung erleiden. Zur richtigen Auffassung der Strafe wird es auch beitragen, wenn, wie der Verfasser vorschlägt, die Vollziehung der Strafe mit einer gewissen religiösen Weise umgeben wird. Er erinnert daran, daß im alten Judentum der Knabe, während er die Züchtigung hinnahm, mit lauter Stimme das Bußpsalm (Schmerzpsalm) beten mußte. Wie glaubt der Verfasser eine ähnliche Stimmung jetzt zu erreichen? Hören wir seine Worte: „Ich denke mir einen Vater, der im Zimmer seines Knaben das markig plastische Bild Jugs vom verlorenen Sohn und dabei die Knie anbringt. Wenn der Junge dann, so oft er ein entsprechendes Verstoß begangen, vor diesem Bilde kniend die Strafe empfängt, nachdem er mit gefalteten Händen laut und langsam ein Gebet gesprochen hat, muß eine solche Züchtigung nicht im Vater und Sohn weit tiefere Wirkungen auslösen? Wird der Sohn nicht hier allmählich die tiefe Ethik der Strafe ahnen lernen und wird der Vater es wagen, eine von solcher religiöser Weise umgebene Sühne aufzuerlegen, wenn der Junge ihn durch unbedachtes Spiel im Mittagschlaf gestört oder aus Unglück eine teuere Wase zerbrochen hat! Nicht in der Abschaffung der körperlichen Züchtigung liegt das Heil, sondern darin, daß der ethische (sittliche) Gehalt der Strafe wieder in ihre Vollzugsform zum Ausdruck kommt.“

Was die Altersgrenze der körperlichen Züchtigung betrifft, so soll sie im allgemeinen auf das Knabenalter eingeschränkt bleiben. Wenn der Knabe zum Jüngling wird, das ist die Zeit ungefähr vom fünfzehnten oder sechzehnten Jahr an, wo der Knabe des Volkes aus der Schule entlassen und der Knabe der gebildeten Stände in die reiferen Gymnasialklassen aufsteigt, soll die Körperstrafe möglichst ganz in Wegfall kommen. Dem Feingefühl und dem scharf beobachtenden Blicke des Erziehers muß es vorbehalten bleiben, den richtigen Zeitpunkt zu finden, wo die bei sittlicher Auffassung zwar nicht erniedrigende, aber immerhin natürlich demütigende Strafe der Knabenjahre nicht mehr am Platz ist und an ihre Stelle die rein moralische, lediglich innere, rein geistige Jünglingsstrafe tritt, über die wir uns später einmal verbreiten wollen. Eltern, die den Wunsch haben, daß ihre Kinder von einer richtigen Auffassung der Strafe immer mehr durchdrungen werden, empfehlen wir als Beigabe zum Weihnachtsgeschenk das vom Verfasser der „Erziehungsstrafe“ herausgegebene kleine Christchen: „Vaters Brief an seinen Jungen über die Strafe.“ Mainz, Verlag des Lehrlingshauses. Einzelpreis 25 Pfg., in Partien 15 Pfg. Wir sind überzeugt, daß dieser Erziehungsbrief für die heranwachsende Jugend von großem Nutzen ist und viel dazu beitragen kann, daß den Eltern das so wichtige Geschäft der Erziehung erleichtert wird.

Damit wollen wir dieses Kapitel schließen. Die körperliche Züchtigung wird sich in der Praxis nie ganz vermeiden lassen, was schon daraus erhellt, daß sie, das kann man getrost behaupten, so alt ist wie die Erziehung selbst. Wenn wir alles zusammenfassen, so wird der Erzieher dann das Richtige treffen, wenn er so strafft, daß der Knabe fühlt und erkennt, er strafe in Auftrag und Sinne eines höheren Richters, zwar ernst und streng, aber mit Trauer über die Notwendigkeit. Liebe und Strenge sollen so gepaart sein, daß die erste nicht sentimental, die zweite nicht hart wird. Jedenfalls darf die Liebe sich nicht verbergen, denn das Kind

soll eben gerade in den Nöten seines Lebens den Rückhalt bei dem Erzieher finden, nicht vor ihm fliehen, sondern zu ihm. „Der Vater strafft sein Kind, und fühlt selbst den Streich, die Pärt ist ein Verdienst, wo die das Herz ist weich.“ (Göthe.) „Wenn du spürst, daß du nicht Liebe genug hast zum Strafen, so laß es“, sagt Rein und Rüdert ruft dem Kinde zu: „Die Strafe macht dich frei von dem Gefühl der Schuld, Drum strafft dich Kind, nicht Jörn des Vaters, sondern Guld.“

Die Frau und der Krieg.

Von Regens Dr. Schreiber. (Fortf.)

Aber beachten Sie es wohl: dieser Trieb des Weibes zur Spendung, Ernährung und Erhaltung des Lebens muß also ein eminent menschlicher Trieb zur Entfaltung kommen, nicht als eine rohe Naturkraft. Er muß darum betätigt werden in der klaren Erkenntnis, daß es ein sittlicher Trieb ist: eine von Gott in das Frauenherz gelegte Anlage, die nur zum Wohle der Menschheit da ist und nur zum Wohle der Menschheit ausgeübt werden soll, im Geiste des Pflichtgefühls gegen Gott und im Geiste der Liebe gegen den Mitmenschen wie gegen das Vaterland. Alle anderen Beweggründe sind diesem Trieb der Frauenseele fremd; sie können nur unter Stäubung des Frauencharakters und nur unter Verstoß gegen Gottes Gebot und gegen die der Menschheit schuldige Liebe zur Geltung gebracht werden. Wer aus Sport oder aus Ehrsucht oder aus Sinnlichkeit oder aus einem anderen Motive diese edlen Anlagen der Frauenseele im Kriege betätigen wollte, würde an sich selbst, an Gott und an der Menschheit sich veründigen.

Solche Beweggründe würden am allerwenigsten das edle Frauenherz auf die Dauer zufriedenzustellen können. Denn ein Samariterdienst aus diesen Beweggründen heraus würde das Frauenherz vergiften und es in seinen schönsten und erhabensten Anlagen entstellen;

ein Samariterdienst aus solchen Beweggründen heraus würde erst recht unvereinbar sein mit dem Adel eines christlichen Frauenherzens, dem das Beispiel des sich in Liebe gegen Gott und die Menschen ganz verzehrenden Jesuherzens einmal vor Augen gestanden hat;

ein Samariterdienst aus solchen Beweggründen heraus würde auch in schreiendstem Widerspruch stehen zu dem Ernste der Kriegszeit u. zu dem Geiste religiöser Einkehr und Erneuerung, den der Krieg in unser deutsches Volk gottlob getragen hat.

Die Aufgabe der Frau im gegenwärtigen Kriege kann also keine andere sein als die: Liebesdienst zu üben in opferfreudiger Hingabe, aus dem einzigen Beweggründe heraus, daß es so ein hl. Gebot der Natur und des Schöpfers der Seele für jede Frau ist, und daß das Beispiel Christi der christlichen Frau dies noch zur besonderen Pflicht macht.

Wie ganz natürlich fügt sich, im Lichte dieser Erwägungen, der Samariterdienst der Frau im Kriege ein in ihren allgemeinen Mutterberuf! Selbst wenn sie den verwundeten Krieger mit Lektüre versieht, und den Kämpfer in den Schützengraben durch Liebesgaben überrascht und die Frau des Kriegers tröstet und stärkt, was will sie anderes dadurch tun, als den Lebensmut erhalten und für das Leben der Hinterbliebenen Sorge tragen! Wie erhaben steht im Lichte dieser Erwägungen aber auch der Frauendienst im Kriege da! Mit voller Ueberzeugung sage ich es: er kommt dem Priesterdienste nahe.

Wie der Priester im Sakramente der Taufe und der Buße das übernatürliche Leben verleiht, im Sakramente der Eucharistie es stärkt, kräftigt und vermehrt, und im Sakramente der letzten Ölung dem todeswunden Erdenpilger den Gang von diesem Leben zum anderen erleichtert, also soll auch das Weib nicht mit der blutigen Waffe das natürliche Leben zerstören, nicht mit Kugel und Bajonett das Leben zerstören, nicht mit Kugeln und Bajonett das Leben zerstören, nicht mit Kugeln und Bajonett das Leben zerstören, sondern für die Erhaltung, Stärkung und Pflege des Lebens Sorge tragen.

Und wie der Priester am Altare das Opferleben Christi auf Golgatha erneuert, so soll auch das Weib in der natürlichen Ordnung eine Opferpriesterin sein: Opfer darbringen in der persönlichen Hingabe an den Nächsten und in der Verzichtleistung selbst auf das Liebste und Teuerste, zum Wohle des durch den Krieg bedrängten Vaterlandes.

Was sage ich: in der natürlichen Ordnung? Auch für das übernatürliche Leben ihrer Mitmenschen arbeitet die Samariterin im Kriege, wenn sie mit dem Verwundeten am Krankenlager betet, ihn hier und da durch einen religiösen Zu-

spruch erbaut und höher führt, wenn sie ihn mit religiöser Lektüre versorgt, ihn in der letzten Stunde auf den Tod vorbereitet, ihn den Priester ruft und mit dem Priester im Sterben beisteht, um so das übernatürliche Leben der Gnade und des Himmels ihm vermitteln zu helfen. Uebernatürliches Leben spendet die Mutter, die Gattin, die Schwester, die Braut, wenn sie schon gleich beim Auszug des Geliebten in den Krieg ihm Gott zum Opfer bringt und dieses Opfer Gott darbringt in der Absicht, daß er, wenn er fallen sollte, fallen möge als Gottesheld, mit Reue über seine Sünden und aus Pflichterfüllung gegen Gott, und so das ewige Leben erlange.

Uebernatürliches Leben spenden alle Frauen, die fort und fort beten, das hl. Mesopfer besuchen, den Kriegsandachten beiwohnen, die heilge Kommunion empfangen für alle Krieger im Felde und in den Lazaretten, damit Gott ihnen seine Gnade gebe, sie vor der Sünde bewahre, im Glauben und in der Tugend erhalte und nicht ewig verloren gehen lasse.

Das ist Kern und Stern, Wesen und Ziel der Aufgaben des Weibes im gegenwärtigen Kriege. (Fortsetzung folgt.)

Kaiser Franz Joseph an die Kinder seines Reiches.

Wenn ich an der Schwelle des Grabes in so ernster Stunde an Euch mich richte, geliebte Kinder, geschieht es aus mehreren Gründen.

Einmal waret Ihr immer die Freude, der Trost, ja oft in schweren Zeiten meines langen Lebens der einzige Trost und die einzige Freude Eures Kaisers und Königs. Wenn ich Euch sah, traf mich in den Schatten meines Daseins wieder ein Sonnenstrahl. Ihr seid es, Kinder, die dem Herzen Eures Kaisers und Königs am nächsten steht, die Blumen meines Reiches, die Herde meiner Völker, der Segen ihrer Zukunft. Aber nicht bloß Euerem Kaiser und König steht ihr am nächsten, noch einem, vor dem auch die Mächtigen dieser Welt hilflose Geschöpfe sind — Gott unserem Herrn. In Eueren Augen strahlt noch das Licht des Schöpfungsmorgens, um Euch ist noch Paradies und Himmel. Gott ist allmächtig. In seiner Hand liegt das Schicksal aller Völker. Semem Willen beugt sich alles, noch ihm lenken sich die Sterne und die Menschen.

Daß diese allmächtige Gotteshand Oesterreich-Ungarn hülte und bewahre, es über seine zahlreichen Feinde siegen und im Sieg noch erstarben lasse zu Gottes Ehre und Verherrlichung, das ist noch das Einzige, was mir nach einem an Trübheiten reichen Leben zu wünschen übrig bleibt. Es war mein Wunsch, als ich so jung und hoffnungsvoll auf den Thron meiner erlauchten Väter stieg. Es wird der Wunsch sein, der bald vielleicht auf meinen sterbenden Lippen als das Wort der letzten Liebe und Sorge für meine Länder, meine Völker verweht. Gott lenkt alles und so, wie er es will. Wir Menschen vermögen nichts außer ihm und ohne ihn. Da Ihr, liebe Kinder, Gott zunächst steht, buet Euch Euer Kaiser und König, betet, daß er uns segne und unserer Sache seine Gnade schenkt. Gott erhört das Gebet der Unschuld, weil er sie liebt, in ihr sein Bild erkennt. Darum laßt nicht ab, zu stehen mit gesalteten Händchen, Ihr Kleinen und ihr Kleinsten. Wenn des Reiches Kinder für ihr Vaterland beten, weiß ich, unser Stern steht gut. Dann seid Ihr mitreilhaftig am Sieges- und Ehrentag des Reiches. Ihr habt den Segen herabgeschleht auf unsere Fahnen, auf unser Heer. Liebe Kinder, vergesst nicht das Reich, dem Ihr auf Erden zugehört, und seinen alten Kaiser. — Möchten auch unsere Kinder recht beharrlich und vertrauensvoll zum lieben Gott beten.

Gebet der Kinder während des Krieges.

O lieber Gott, erhöre mich:
Erbarme der Soldaten dich,
Die jetzt für uns im Felde stehen;
O laß sie nicht zu Grunde gehen.
Erlöse sie aus Angst und Not,
Bewahre sie vor bittr'em Tod!
Laß sie zu uns bald wiederkehren
Und froh mit uns dich, Vater, ehren. Amen